CHRISTUS JUGEND

ORGAN DES VERBANDES DER KATHOLISCHEN JUNGMÄNNER- UND JUGENDVEREINE DER DIÖZESE KATOWICE

Jahrgang 2. Nr. 13 Sonntag, den 25. Juni 1933.

Alles herhören! Vorständetagung!

Wir werden uns am 2. Juli nicht in Kr. Huta treffen, wie wir es letztens geplant haben, sondern wieder in Katowice. Denn mit dieser Führertagung wollen wir feierlich mit den Arbeiten an unserem neuen

Sportplatz

beginnen. Daher wird die Tagung hauptsachlich unter dem Gedanken des Freiwilligen Arbeitsdienstes stehen. Jeder Führer bringt eine Liste seiner Leute mit, die sich zu dieser Arbeit an unserem Jugendwerk melden. Eine grosse Arbeit haben wir vor uns. Wir werden sie schaffen, wenn wir auf Ausdauer und Opferkraft rechnen konnen. Wer die Christusnadel tragt, muss auch Opfer bringen.

Der Tagungsplan

sieht zunachst einen knappen Bericht aller Vereinsvorstände vor, über den stattgefundenen Werbetag und das Arbeitsprogramm für die Sommermonate. — Darauf Aussprachen über unsere künftige Vereinsarbeit im ganzen Verband und über die Sommerplane.

Die Tagesordnung des 2. Juli:

Hl. Messe um ½9 Uhr im Elisabethstift, ul. M. Pilsudskiego 52. Vormittags Aussprachen um ¾10 Uhr im Vereinshaus St. Maria. Nachmittags um 14 Uhr Fortsetzung der Beratungen. Um 16 Uhr gehen wir auf den Sportplatz zum feierlichen 1. Spatenstich. Dazu wollen wir Gaste einladen. Beginn der Feier um 16½ Uhr. Schluss gegen 17 Uhr.

Jugendexerzitien in Brzeziny.

Zu diesem Kurs vom 28. Juni bis 2. Juli muss jeder Verein eine stattliche Gruppe stellen, denn nach Brzeziny brauchen wir kein Bahngeld zu zahlen, da wir fast alle zu Fuss gehen konnen. Anmeldungen bis 26. 6. nach Brzeziny, Zakład św. Antoniego. Preis zł 15,00.

Katholische Aktion.

Von P. Theo Hoffmann S. J.

Was sie nicht ist:

Die katholische Aktion, der Aufruf der Laien zur Teilnahme am Apostolat der Kirche, soll und darf nicht sein:

eine neue Parole, eine klingende Trommel, die ein eingeschlafenes Heer aufpeitschen soll in Reaktion auf andere Massenbewegungen, um nun Masse gegen Masse zu werfen, darf nicht sein eine neue Organisation, die sich als Dachorganisation über tausend andern wolbt,

soll auch nicht sein ein Appell an den einzelnen zur Einsetzung seiner persönlichen Krafte in gesteigerter Betriebsamkeit.

Was ist sie?

Sie ist nichts anderes, als ein neues Aufleuchten der uralten Paulusvision vor Damaskus: dass wir Christen in Christo ein Leib sind, dass dieser Leib Christi nur dann lebt, wenn's lebendig durch alle seine Glieder stromt, und dass keiner von denen, die zu Christus gehoren, sich allein lebt, sondern hineingenommen ist als Glied des Ganzen, um in sich und durch sich die Krafte des Ganzen, Christi Leben, stromen zu lassen.

Nur wer mit Pius X., dem Papste der Verinnerlichung, den Weg gegangen ist, der in dieses Innerste der Kirche drang, versteht, welche Krafte uns ein Pius XI., der Papst der Aktion, aktivieren will.

Was sie fordert?

Sie fordert, dass Du als ein lebendiges Glied in Christo stehest in der Taufgnade.

Sie fordert, dass Du Christi Leben in Dir steigerst in der Eucharistie.

Sie fordert, dass Du dieser Sendung — besiegelt in der Firmung — bewusst, Christus in Deine Welt tragst.

Der Kirche Leiden — Deine Leiden! Der Kirche Freuden — Deine Freuden! Der Kirche Bluten — Dein Bluten.

Ihr seid nicht nur Objekte der Sorge von Christi Kirche. Ihr seid Trager der Kirche, Trager ihres Lebens, ihres Wachsens, geweihte Apostel.

Anteilnahme auch der Laien am Apostolat der Kirche — so fasste der damalige deutsche Nuntius, Kardinalstaatssekretar Pacelli, auf dem Katholikentag in Magdeburg kurz zusammen.

Ite, accendite mundum! — Gehet, entzundet die Welt!

Es muss Disziplin sein!

Nach dem Willen des Papstes soll die Katholische Aktion einer Diozese der Oberleitung des Diozesanbischofs und der Priester untergeordnet sein. Darum schrieb der Papst an die Bischofe: „Euren Gläubigen aus dem Laienstande bringt in Erinnerung, dass sie als Laienapostel in der Stille und in der Oeffentlichkeit in Unterordnung unter Euch und Eure Priester die Kenntnis und Liebe Jesu Christi verbreiten helfen und so sich nach den Worten des hl. Petrus den Ehrentitel, auserwähltes Geschlecht, konigliches Priestertum, verdienen" (Rundschreiben Ubi arcano). Nach dem Willen des Papstes soll die Katholische Aktion unter der Leitung der Bischofe stehen, „welche der Heilige Geist aufgestellt hat, um die Kirche Gottes zu regieren" (Apg. 20,28). Die Stellvertreter des Bischofs in den Pfarreien sind die hochwürdigen Herren Pfarrer: ihnen sind darum alle katholischen Vereine ihrer Pfarrei unter-

stellt. Natürlich müssen die katholischen Vereine und Organisationen Obmänner aus dem Laienstande haben, denen die Mitglieder der betreffenden Vereine Gehorsam schuldig sind; allein diese Obmänner haben die Gewalt zu befehlen nicht von sich aus, sondern vom Diözesanbischof oder vom Ortspfarrer, die sie als Vorsteher der Vereine bezeichnet oder anerkannt haben. Daraus ergibt sich, dass jene Männer, die in katholischen Vereinen und in der Presse für die Interessen Gottes und der Kirche eintreten, sich aber der Oberleitung des Diözesanbischofs nicht unterordnen wollen, ja sogar gegen dessen Willen handeln, keine Laienapostel sind. Solche Männer schaden mehr als sie nützen, sie rufen Verwirrung hervor in den Reihen der Katholiken, und Gott segnet ihre Arbeit nicht, weil ihr die notwendige Voraussetzung fehlt, die Unterwerfung unter die von Gott gewollte kirchliche Obrigkeit. Soll also die vom Papste verlangte Katholische Aktion im Sinne und Geiste der Kirche segensreich wirken, dann ist unerlässlich, dass jedermann in jener Stellung arbeite und wirke, wie der Papst es vorgeschrieben hat: die katholischen Laien unter der Leitung ihrer Pfarrer und die Laien und die Priester unter der Oberleitung des Diözesanbischofs.

(Aus dem Fastenhirtenschreiben von Bischof Viktor Bieler von Sitten.)

Freiwilliger Arbeitsdienst.

Nach einem Bericht aus der „Jungen Front".

Ein junger Arbeitsdienst-Freiwilliger schreibt: Die Mitteilung „Ihr seid zum FAD in .... angenommen", wirkte auf uns wie ein Lichtstrahl in dunkler Nacht. Waren doch viele aus unseren Reihen schon seit Jahren arbeitslos und ohne Hoffnung. An einem schönen Morgen verliess unser Zug die Bahnhofshalle. Eine lange Fahrt lag vor uns. Kurz nach neun Uhr trafen wir im Bestimmungsbahnhof ein. Der dortige Leiter begrüsste uns. Nachdem uns Arbeitskleidung und Arbeitsschuhe angepasst waren, ging es auf Leiterwagen zum Lager.

Der erste Anblick des Gebäudes liess uns die Haare zu Berge steigen. Ein stallähnliches Haus mit Stroh und Grasplacken bedeckt, stand vor uns. Mit gemischten Gefühlen betraten wir unser Heim. Doch wir wurden angenehm enttäuscht. Das Innere war wohnlich eingerichtet. Am anderen Tage begann die Arbeit. Im Gleichschritt und mit einem frohen Lied gings zur Baustelle. Unsere erste Arbeit bestand darin, einen Entwässerungsgraben von zirka 5 Meter Breite und 1,5 Meter Tiefe auszuwerfen. Nach Feierabend, um 5 Uhr, spielten wir Hand- und Fussball oder anderen Sport. Die Abende wurden durch Vorträge und frohe Lieder abwechslungsreich gestaltet. Punkt 10 Uhr war Bettruhe. Sonntags gingen wir zur Messe. Unsere Gemeinschaftskommunionen wurden durch die Gemeinschaftsmessen zu einem grossen feierlichen Erleben. Die ganze Gemeinde nahm lebhaften Anteil.

Die Zeit verging wie im Fluge. Zu Ostern hatten wir 20 Wochen um. Augenblicklich sind wir auf Urla[illegible]

Das Seeräube[illegible]

Von Helmut Wlok[illegible]

I.

Wer hier eine abenteuerliche, zumindesten [illegible] gelegenheit zu finden glaubt, der mag nicht erst [illegible] nen. Er wird enttäuscht sein, nichts als ein ganz schlichtes Alltagsbegebnis zu lesen. Und doch mag jeder Leser sich nachher fragen, ob es nicht notwendig war, auch einmal eine solche „alltägliche" Geschichte zu schreiben, die trotzdem auch eine „Heldengeschichte" ist.

Tatsachen - Alkohol heute noch!

Unter dieser Ueberschrift gibt der Hoheneckverlag ein kleines Schriftchen heraus, das gesammelte Berichte über die Alkoholnot aus zwei Wochen enthält. Erschütternd wirken die dort geschilderten Tatsachen. Wir möchten wünschen, dass in allen unseren Vereinen davon Notiz genommen und vor allem unser Gemeinschaftsleben mehr und mehr „alkohol- und nikotinfrei durchgeführt" wird. Ebenso die Bildungsveranstaltungen, die Jungmännerabende und Versammlungen der Jungmannschaft.

II.

Im Gebirge war es, auf dem Heimwege von der Alten Schlesischen Baude nach unserem Sommerquartier in Schreiberhau, bei einbrechendem Abend, als ich ihm zum erstenmal begegnete. Dieses „ihm" gilt gleicherweise für das in der Ueberschrift genannte Wanderlied wie auch für den persönlichen Helden der Erzählung, den damals etwa 13-jährigen Gunter W. Zwischen beiden besteht ein untrennbarer Zusammenhang, der sich nicht etwa aus dem zufälligen Zusammentreffen beider bei der ersten Begegnung ergab, sondern der in der engen inneren Artverwandtschaft zwischen beiden lag. Denn so frisch und urwüchsig wie dieses herrliche Wanderlied, — so war auch Gunter W. —

Wir schritten langsam durch die Dämmerung, schweigend, um die Stille des Abends recht auf uns wirken zu lassen, als plötzlich jenes Lied nahe hinter uns aufklang, von einer jungen, frischen Stimme gesungen. Meine Begleiter waren unwillig über die Störung der weihevollen Stunde, ich selbst aber empfand es als gar nicht so unangebracht inmitten der schönen, zur Freude geschaffenen Natur. Der junge Sänger hatte uns bald eingeholt und bot uns heiter einen guten Abend. Die schmucke Tracht der wandernden Jugendbewegung — kurze, kniefreie, schwarze Samthose, gelbbraune Hemdbluse — stand ihm wohl an und stimmte gut zu dem heiteren Wesen des Jungen. Wir fragten ihn nach Kommen und Ziel. Er war Breslauer wie wir, auf einer Ferienfahrt durch die schlesischen Berge. Heut früh kam er von St. Peter. Warum er so allein wandere. „Na, das ist doch viel schöner!" Wieso? „Da brauche ich mich nach niemand zu richten, kann viel besser meine Gedanken für mich haben und sehe auch viel mehr von der Natur!" Die selbstsichere, dabei aber doch bescheidene, freundliche Art des Jungen nahm uns sehr für ihn ein, und herzlich wünschten wir ihm weitere frohe Fahrt. Bald war er vor uns verschwunden, und durch den stillen Abend grüsste wieder fröhlich sein Lied:

„Wir sind die Herren der Welt —."

III.

Der nächste Tag war ein Sonntag.

Mit den Gedanken noch bei der gestrigen Begegnung, die eingängige Melodie des Liedes summend, machte ich meinen Morgengang, als gleichsam herbeigezogen von Gedanken und Lied, mein kleiner Freund von gestern mir entgegentrat. Er kam [illegible]en aus der Kirche, aus der Frühmesse, und war schon fertig [illegible]üstet zum Weitermarsch. Da ich Zeit hatte, gab ich ihm ein [illegible]k Weges das Geleite, wobei wir miteinander plauderten, als [illegible]n wir alte Bekannte.

O wundervolle Romantik des Jugendwanderns! Fast muss [illegible]an den früheren Generationen zürnen, dass sie sich selbst und [illegible]och uns um diese wunderbare Zeit gebracht haben! Wandern, [illegible]anz ohne den Zwang, der dem Menschen der modernen Ueberzivilisation das Reisen zur Pein macht, ohne Sorge um Geld, Quartier und alles leidige Drum und Dran, — ausgerüstet mit ein paar Pfennigen für das Allernötigste, den Affen auf dem Rücken — und dann geht's los, — hinein in die Natur, hundertprozentig a[illegible]nahmebereit für ihre Freuden!

Innerlich frei und jung mit diesem prachtigen Jungen war ich, als wir uns trennten. Und wieder war es jenes Lied, mit dem er mich noch aus der Ferne grüsste:

„Wir sind die Herren der Welt —."

IV.

Bei der Fülle von Eindrücken, die auf uns einsturmen, ist es nicht verwunderlich, wenn der grösste Teil rasch ins Unterbewusstsein versinkt. Nur solche von besonderer Eindringlichkeit erhalten sich in unserer Erinnerung. Zu diesen letzteren gehorte jene Begegnung. Und doch hatte ich nicht gedacht, dass der Wunsch „Auf Wiedersehen!", mit dem wir uns verabschiedeten, sich so rasch erfüllen sollte.

Denn einige Wochen spater zogen durch Wohnungstausch die Eltern Günters, des „Seeraubers", in unsere unmittelbare Nachbarschaft. Ich hatte nun Gelegenheit, ihn naher zu beobachten, wobei sich der günstige Eindruck, den ich bei den ersten kurzen Begegnungen von ihm gewonnen hatte, durchaus bestatigte.

Unsere Gegend war ein ausgesprochenes Armeleuteviertel. Die Jugend wuchs inmitten all' der Einflusse auf, die ihre Entwicklung so sehr gefährdeten. Da war die Strasse, ihr einziger Aufenthalt, mit den Genossen und Kameraden. Da kamen auch die Mädels dazu, es kam das Kino mit seinem mitunter fragwürdigen Spielplan, es kam die Politik — — genug, um eine wenig hoffnungsvolle Jugend herauszubilden. In diese Welt trat nun mein kleiner Seerauber. Und nicht nur ausserlich fiel er auf durch die schmucke Wandertracht, die er fast stets trug.

Ich habe einmal ein Buch gelesen, „St. Sebastian vom Wedding", das sehr ergreifend die Geschichte eines jungen Mönchs erzahlt, der seine Lebensaufgabe darin sieht, den armsten und gequaltesten der Grosstadtmenschen durch werktatige Nachstenliebe ihr Los zu erleichtern, sie zugleich auch zu innerer Lauterung zu führen, und der dafür den Tod findet. Eine ahnliche Missionsarbeit leistete auch mein kleiner Seerauber. Auch er mied keineswegs die böse Gesellschaft, etwa fur seine Ueberzeugung fürchtend, nein, „er lebte mitten unter ihnen". Natürlich hatte er, besonders in der ersten Zeit, manches Spottwort zu ertragen, über seine Tracht, sein Laufen zur Kirche, seine Zugehorigkeit zur DJK., zur katholischen Jugendbewegung. Aber er wusste stets zu parieren, trefflich mit Worten, wenn es nötig war, auch mit Unterstützung seiner handfesten Fauste. Und schon nach wenigen Wochen galt er als Führer der Jungen in der Gegend.

Es würde zu weit führen, im einzelnen aufzuzahlen, wie sich diese Missionsarbeit des kleinen Seeraubers zeigte. Jedenfalls stand fest, dass die Zahl der Jungenstreiche, über die sich sonst die Gegend sehr zu beklagen gehabt hatte, auffallend zuruckging und dass man sicher sein konnte: Wo Gunter dabei war, wurde keine Dummheit ausgeheckt.

Ich besass ein besonderes Vertrauen. Von meinem Angebot, meine Bucherei gelegentlich zu benützen, machte er gern Gebrauch, und manche Stunde verging uns wie im Fluge in anregender Unterhaltung. Das beweist, dass die oft gehorte Behauptung, die Jugendbewegung fordere die Naturliebe und benachteilige die geistige Entwicklung, keineswegs verallgemeinert werden darf.

Ich wusste, dass er von dem knappen Taschengeld, das ihm seine Eltern gaben, ein kleines Summchen zurückgelegt hatte, das er fur irgendeinen besonderen, dringenden Anlass sparen wollte. Ein solcher Anlass fand sich im nachsten Jahre, als seine Gruppe eine grössere Fahrt nach den Karpathen plante. Um so mehr wunderte ich mich, da ich doch von seinem Spargeld wusste, dass er, wenn auch erst nach verlegenem Zogern, mich fragte, ob ich ihm mit dem benötigten Betrag aushelfen konne; er wolle ihm sobald wie möglich zurückzahlen. Was denn aus seinem Spargeld geworden sei. Wieder wurde er noch verlegener, bis er endlich erklarte, er habe das ganze Geld einem Freunde gegeben, der seinem Arbeitgeber einen durch eigene Schuld entstandenen Geldverlust ersetzen musste.

Ich sagte schon, dass die Zahl der Rupeleien zuruckging, das stellten auch die übrigen Umwohner fest, und der Ruf von dem guten Einfluss des kleinen Seeraubers verbreitete sich mehr und mehr, ohne dass er selbst davon merkte. Voll Stolz kam er mir eines Tages berichten, dass es ihm gelungen sei, zwei seiner Klassengenossen endlich auch in die DJK. hereinzubekommen, darunter einen, den er erst nach vielem Ueberreden von der Konkurrenz, der freien Jugendbewegung, losgeeist hatte.

V.

Eines Sonntags — früh hatte er sich, wie gewohnlich, frohlich von uns verabschiedet, um auf Fahrt zu gehen — kamen seine Kameraden schon gegen Mittag zuruck. Angstbleich erzahlten sie, es sei etwas Schreckliches mit Gunter geschehen. Nur stückweise vermochten sie zu berichten.

Sie hatten in der Oder gebadet und lagerten am Ufer, als plotzlich Hilferufe vom Wasser her zu ihnen drangen. Ein mit zwei Personen besetztes Paddelboot war gekentert, und die Insassen, beide wohl des Schwimmens unkundig, kampften verzweifelt mit den Wellen. Gunter war als erster im Wasser. Es gluckte ihm, den einen bald ans Land zu bringen. Sofort sprang er nochmals hinein, und es gelang ihm, trotz offensichtlicher Erschopfung, auch den zweiten Verunglückten zu fassen. Nur wenige Meter trennten sie noch vom Ufer, als er plotzlich — anscheinend infolge Herzschlags — samt dem Geborgenen lautlos unterging. Von allen Seiten sprangen sie ihm nach. Den Bootsinsassen konnten sie noch bergen, und auch die Wiederbelebungsversuche hatten hier Erfolg — aber alles Suchen nach Gunter blieb vergeblich.

Am nachsten Tage wurde seine Leiche an einem Wehr vor der Stadt angespült. So sehr der Verlust ihres hoffnungsvollen Aeltesten die unglücklichen Eltern traf, ein tiefer Trost für sie war die geradezu beispiellose Beteiligung der Mitbürger bei der Beerdigung. Das ganze Viertel war dabei.

Der Friedhof, auf dem mein kleiner Freund seine letzte Ruhe finden sollte, lag vor der Stadt, unweit der Strasse, die zu einem der beliebtesten Wandergebiete führte und die er noch am letzten Sonntag frohlich singend hinausgezogen war. Und — seltsame Fügung — eben in dem Augenblick, da der schlichte Sarg in die Erde gesenkt wurde, klang von drüben fernher, von jungen frischen Stimmen gesungen, wie als letzter Gruss der Welt, deren Schonheit er so sehr liebte, sein unvergessliches Lied: „Wir sind die Herren der Welt." — — —

Wackerer kleiner Seerauber, stiller Held des Alltags, möge die Kunde von dir dazu beitragen, dass du recht viele Nachfolger findest von deiner Art Jugend wie du —, dann brauchen wir uns um unsere Zukunft nicht zu sorgen!

Hans Kratz

Vom Abenteurer zum Martyrer.

Fortsetzung.) Von Max Biber S. J.

„Weil wir guten Wind hatten, so gewannen wir die hohe See bald. Um 12 Uhr sahen wir Europa das letztemal. Hierauf verschwand alles vor unseren Augen, und wir sahen weiter nichts, als Himmel und Wasser."

Auch „blinde Passagiere" gab es schon. Der Schreiber erzahlt nämlich:

„Auf unserem Schiff waren wir beilaufig 150 Seelen; allein es zeigten sich bald 36 „gefundene Kinder". So nennt man die Leute, welche sich in ein Schiff verbergen und auf fremde Kosten über Meer fahren wollen."

Noch schlimmer als heute forderte die Seekrankheit ihre Opfer:

„Gleich den anderen Tag fing die Meerkrankheit an. Mit Ehren zu melden: Alles spie, uns Deutsche ausgenommen. Was mich belangt, obschon ich das Erbrechen nicht hatte, so hatte ich doch anderes Wehe genug. Das Schutzen des Schiffes jetzt bis in die Wolken hinauf, jetzt bis in den Abgrund hinab, dieses

verursachte mir einen solchen Schwindel in dem Gehirn, dass ich nicht wusste, wo mein Kopf wäre. Allein was sollte dieses sein? Ein reicher Kaufmann, der das erstemal auf einem Schiffe fuhr, war so krank, dass er sagte, er wolle gern alle seine Reichtümer demjenigen geben, der ihn aus der See an das Land aussetzen würde. So litten sie für das Geld!"

Auch wie es während eines Sturmes zuging, erfahren wir aus dem Brief:

„Der sechste Tag des Hornungs (Februar) wäre bald der letzte Tag unseres Lebens gewesen. Wir hatten schon die Länge von Frankreich, Spanien und Portugal hinterlegt, und stiessen aus dem nordischen in das Atlantische Meer hinein; als sich ein grausamer Sturm von den westlichen Küsten Portugals erhob.

Es war um 10 Uhr nachts und ich war schon zur Ruhe gegangen. Auf einmal warf ein gewaltiger Stoss alle Koffer, die mit starken Stricken gebunden waren, unter und über mir zusammen. Ich erwachte... da dachte ich: es muss nicht gut Luft sein. Doch wenn es gestorben sein muss, so möchte ich wenigstens sehen, wie. Und wie ich angekleidet lag, so stund ich auf, und schwang mich nicht ohne Gefahr, wegen der immer einschlagenden Wellen, bis auf die oberste Brücke des Schiffes hinauf. Hier sah ich, was Sturm hiesse.

Wind, Wetter, Wellen, drei Elemente! von denen hart zu sagen, welches aus ihnen das fürchterlichste gewesen. Das unaussprechlichste Brausen des Meeres allein war was erschröckliches.

Unterdessen arbeitete alles, um ein Segel von einem Mast zu lösen. Umsonst... also flog das Schiff der Gewalt des Windes, mithin der Gefahr des Unterganges mit gespannten Segeln nach. Aber zum Glück! Der Wind selbsten brach Strick, Segel und Stange endlich, und warf sie in das weite Meer hinaus. Jetzt stand das Schiff bloss; und das heisst man ein Schiff den Wellen überlassen. Es ist nur gar zu gewiss, dass ein Schiff in der Gewalt des Sturmes, wie eine Balle in der Hand eines Knaben sei. So, und nicht anders wurde es hin und her, auf und nieder geschutzt; und jeder Schutz schien der letzte zu sein.... Auf einmal stehet an dem Schnabel des Schiffes eine Welle turmhoch auf. Ich meine, ich sehe sie noch. Sie stund und niemand dachte, dass sie auf uns vermeint wäre. Aber plötzlich warf sie sich der ganzen Länge nach in das Schiff hinein. Kaum hörten wir das grausame Getös, so sahen wir uns schon im Wasser... Alsdann ergoss sich die Flut durch alle drei Treppen in das mittlere Schiff, trat in die Zimmer und Stall; und ein vermischtes Geschrei der Menschen und Tiere stieg durch das Gebraschel des Sturms bis zu unseren Ohren hinauf. Von dem mittleren brach die Flut in das unterste Schiff hinab, und vermehrte die Ueberschwemmung, die da obwaltete. Denn Wein-, Oel- und Wasserfässer, die von dem gewaltigen Stossen gebrochen waren, flossen, und machten vermischt einen Bach aus, aber der jetzt zu einem Fluss zu erwachsen schien. Mit einem Worte: die Gefahr war so gross, dass die ältesten Schiffer schrieen, wenn noch eine gleiche Welle käme, so wäre es um uns geschehen. Und da sah ich manche das erstemal ein Kreuz machen, und da hörte ich manche das erstemal Gott anrufen...

Es war wirklich 2 Uhr nach Mittag, als es dem Hauptmann einfiel, dass man auch in dem Sturm hungrig und durstig werden könne. Da gab man uns einen Bissen Brot und einen Trunk Wein....

Endlich um 6 Uhr Abends schien der Wind zu lassen..."

Am Schluss des Schreibens werden noch einmal alle Beschwerden kurz aufgezählt, die eine Seereise zur damaligen Zeit mit sich brachte:

„Krankheiten und Unpässlichkeiten, immer wechselnde Kälte und Hitze, Hunger, den man mit gesalzenem Schweinefleisch und Wasserreis stillen muss; und was weit über den Hunger war, der Durst, den man mit einem Wasser löschen musste, das man nur mit geschlossenen Augen und Nasen trinken konnte und von dem man nicht einmal genug hatte; immer dauernde Gefahren oder Furcht der Gefahren... Doch nichts war über unsere Wohnung. Bilden Sie sich einen unterirdischen Kerker ein, in dem wir mit Hahnen und Hennen, mit Kuh und Kälbern wohnten. Der Gestank, die Finsternis zu Tags, das Getös zu Nachts, waren keine angenehmen Dinge..."

Hans Kratz war sicher froh, als das Schiff glücklich zur Insel Java gelangte und in den Hafen von Batavia einfuhr.

Streiter des Herrn.

In Batavia wurde der junge Offizier zur Standortverwaltung befohlen. Er hatte dort — wie man heute sagen würde — die Geschäfte eines Zahlmeisters zu führen. Seine geradezu hervorragenden Sprachkenntnisse und die erstaunliche Gewandtheit im Anfertigen schriftlicher Arbeiten hatten ihm diese Vertrauensstellung verschafft.

Einstweilen war er mit der neuen Lage zufrieden. Seinen Bedarf an Abenteuern hatte die überstandene, entbehrungsreiche Seereise vorerst vollkommen gedeckt.

Doch nicht lange währte dies scheinbare Glück. Schon nach kurzer Zeit schrieb er seiner Mutter in die deutsche Heimat:

„...Ich weile hierselbst in einem Abgrunde der Bosheit, es reut mich, diese Ufer betreten zu haben, wo man den Pflichten der Religion nicht genügen kann...."

Wie kam das,

Nun, zu jener Zeit, als Hans Kratz in Batavia eintraf, herrschten dort Heidentum und Irrglaube. Alle protestantischen Sekten waren vertreten. Und es gab deren damals schon eine grosse Zahl! Alle Religionen wurden in der holländischen Kolonie geduldet, nur eine einzige war verboten: die römisch-katholische. Zwar wurden die Katholiken in die Stadt und unter das Militär aufgenommen, aber sie bekamen keine Priester und auch keine Kirche. Ja, jede Ausübung ihrer heiligen Religion war ihnen strengstens untersagt.

In welche gemischte Gesellschaft war da Hans Kratz geraten! Unter Heiden und Mohammedaner, Juden und Kalviner, Lutheraner und Wiedertäufer! Die verschiedensten Ansichten, aber einig im Hass gegen alles Katholische. Wer mit einem katholischen Priester verkehrte, wurde auf der Stelle festgenommen und ins Gefängnis geworfen und zu schwerem Dienst in den Arbeitshäusern verurteilt. Wurde aber ein katholischer Priester bei Ausübung der Seelsorge ertappt, so quälte man ihn mit grausamen Gefängnisstrafen und schickte ihn dann — nachdem er meist an Leib und Seele zusammengebrochen war — dahin, woher er gekommen. Dazu herrschte in der Stadt und überhaupt auf der ganzen Insel die tiefste Verkommenheit und Schlechtigkeit.

So sah damals die schöne Kolonie der reichen Holländer aus.

Aber Hans Kratz war nun einmal da und musste ausharren. Seine Reue kam zu spät.

Unterkriegen liess er sich jedoch nicht. Im Gegenteil! Wenn er auch etwas leichtsinnig war und ein Abenteurer, in sittlichen und religiösen Dingen liess er nicht mit sich handeln und spassen. Nein, das gab es nicht!

Von Anfang an hielt er sich also von den bösen Gesellschaften fern, studierte eifrig indische Sprachen und erfüllte seine Pflicht als Offizier in der Standortverwaltung mit grosser Pünktlichkeit und Treue. Im Essen und Trinken blieb er mässig und mied mit grösster Strenge gegen sich selbst jeglichen Verkehr mit Frauen.

Die Kraft zu diesem „Schwimmen gegen den Strom" holte er sich im Gebete bei Gott.

Auch Maria, die liebe Mutter Gottes, wird ihr Kind, den Sodalen Hans Kratz, in dieser Not und Gefahr nicht verlassen haben.

Dass unser Freund seine heiligen Kameraden im Himmel vergessen hatte, lässt sich wohl kaum denken, und so wird er auch sie um Unterstützung im heiligen Streite angerufen haben.

(Fortsetzung folgt.)